

(Nachdruck verboten.)

17)

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

Und „Platz gemacht!“ schnarrte eine Stimme von außen, ein Helm flimmerte, grüne Mützen daneben, der Gendarm von Sachmette und zwei Zollwächter standen draußen, die Gewehre handgerecht, mit hochgezogenen Ellbogen, die Rechte am Stecker.

Einen Augenblick schwankte der Anäuel unsicher hin und her, dann begann er sich zu lösen, einzelne schoben sich an den Gewehren vorbei hinaus, die anderen drängten nach.

„Ihr seid wohl verrückt, Kerls! Maus und fort!“ polterte der Gendarm noch einmal und warf sich in die Brust, den roten Schnauzbart sträubend, des Erfolges stolz.

Aber da rief die Catherine, indem sie heftig mit dem Arm winkte:

„Nein, nein, nicht so pressiert! Die wenigsten haben ja schon bezahlt.“

Sie stuykten, die Beamten wußten nicht recht, was sie tun sollten. Da stellte Daniel schnell die Flinte hinter sich in den Winkel, und legte der Magd die Hand auf den zerzausten Kopf.

„Schenk's ihnen, Catherine, der Wein war umsonst, der Tanz hätte mehr gekostet.“

Unter der Berührung seiner Hand wurde sie auf einmal schwach.

„Jesus, Maria, meine Bein“, murmelte sie und ließ sich schwer auf die nächste Stufe fallen. Ihr gutmütiges Gesicht war ganz blaß geworden, ihr großer Mund lächelte, und als Daniel ihr noch einmal, diesmal fest, ins Haar griff und dann die Finger über ihren warmen Nacken gleiten ließ, da sank sie gegen sein Knie, daß er kaum an ihr vorbei gelangen konnte, um dem Gendarm unten Rechenschaft zu geben.

Auf dem Talwege plärrte die Ziehharmonika, ein paar verhallende Scheltworte, ein Zauchzer — sie waren abgezogen.

Aber in Daniel Junt war der Stachel ihrer höhnischen Reden zurückgeblieben. Als er am Abend die Flinte über den Schreibtisch hing, ließ er die Ladung darin. Für alle Fälle.

8.

Berthe stand auf dem Mönchsfelsen. Der sanfte Luftzug, der über dem freien Gebirgsgrad wehte, strich ihr das leichte, schwarze Haar glatt, und spielte im blonden Haar. Den Rücken nach Westen gekehrt, stand die schlanke Gestalt auf dem dunklen Stein, der mit plumpem Bauch und einem dicken, runden Kopf auf dem First hockte und über die grünen, blumengesprenkelten Alpweiden, die schwarzen Tannenwälder und die weißen, glänzenden Wasser in die Täler und hinab in die farbige Ebene schaute.

Berthe sah über die Weiden, wo die Kühe langsam, feierlich fast, einherwandelten, über die Fernen, deren graue Dächer in der Sommerhitze silbern schimmerten, hinweg in die Tiefe. Blaue Wälder stiegen ins Tal, Stamm an Stamm gedrängt, helles Laubholz dazwischen, das den reißigen Tannwald begleitete, um, in den Tälern voraus-eilend, alle Hügel und Gänge mit lichten Farben zu überfluten. Berthe sah die Nebengelände in die Ebene ziehen, weiße Straßen knüpften sie zusammen, Dörfer und Städtchen schliefen in der Sonne, und noch weiter weg vom Gebirge glänzten gelbe Kornfelder, rollte die Ebene ihren bunten, unendlichen Teppich auf. Dort lag Kolmar. Ein zarter Duft darüber, der Dächer und Türme umwob, Neben ringsum, dahinter eine Wolke dunklen Waldes und pfeilgerade dahinschießende Chausseen.

Weit dahinten ein silbernes Band zwischen zwei Reihen schlanker Pappeln, hier sichtbar, dort verschwindend wie eine Perlenkette zwischen krausen Spitzen: der Rhein. Und ganz in der Ferne eine bläulich schimmernde, auf- und niedersteigende Linie, die den Blick festhielt, der Schwarzwald, der dort wie hingehaucht mit dem blauen Himmel zusammenfloß.

Berthe hatte die Hand über die Augen gelegt. Ihr Sonnenschirm war am Fuße des Mönchsfelsen liegen geblieben, nun machte sie sich mit der Hand ein Dach und spähte nach Süden. Unwillkürlich, als ob dort in dem zarten, bläulichen

Duft etwas zu sehen wäre, als schoben sich nicht Meilen, Berge und Täler zwischen sie und die kleine Stadt, wo Joseph Alleman auf dem Gottesacker lag.

Die Pariser Züge donnerten alle Tage an dem kleinen Kirchhof vorbei, der im Schatten des Bahndammes schlief. Als Berthe das letzte Mal daran vorübergefahren war, hatte die Lokomotive gerade gegenüber von dem Grabfeld einen schrillen Pfiff ausgestoßen. Da war sie erschreckt zusammengezuckt. Der arme Joseph, er war immer lebenswürdig gewesen, keine schwarze Stunde, und wenn er in einer Sozietät war, da mahlte er alle Mühlen.

„Es lebe die Gesellschaft!“ rief er dann und meinte die lustige Gesellschaft. Manchmal aber setzte er mit einem pudrigen Ausdruck in dem frischen Gesicht hinzu:

„Die Versicherungsgesellschaft natürlich.“

Dann lachten alle.

„Ihr habt einen netten Mann,“ hieß es überall, und Berthe lächelte leise dazu. Ein wenig dulddend, nachsichtig.

„Aber Berthe, Berthe, Du machst ja wieder ein Gesicht wie die lieben Heiligen,“ jagte dann ihr Mann, und wenn sie still, wie es ihre Art war, über ihren feinen Stidereien saß, und er vom Absinth oder vom schwarzen Kaffee heimkam, ein wenig laut, aber immer guter Dinge und lebenswürdig, dann kniete er wohl mit Affektion vor sie hin:

„Ist Dir das Herz schwer, Berthe?“

Und sang mit seiner lustigen Tenorstimme:

„O ma charmanto
Ecoute ici
L'amant qui chanto
Et pleure aussi.“*)

Tat, als ob er Tränen wischte, und küßte sie mit den leicht nach Anis, Kirsch und Zigarettenabak duftenden Lippen auf den Mund. Flüchtige, lustige Küsse, die nicht in ihr Inneres drangen.

„Armer Joseph,“ murmelte Berthe und ließ mit einem leichten Seufzer die Hand sinken.

Das Leben hatte ihm wohlgevollet. Seinem Vater war er als Generalagent des Goldadlers nachgefolgt, und als er in ihr Haus kam, da brauchte man nicht viel zu tun, und sie fanden Gefallen an einander. Eines Tages waren sie versprochen. Es gab keine großen Emotionen, sie liebten sich führen, und als Berthe Hochzeit machte, tat sie es mit stillem Herzen, nicht anders als sie einst zur ersten Kommunion gegangen war. Und Joseph blieb der leichtlebige, aber anständige junge Mann, immer die Hand in der Tasche, bald hier, bald dort einen Kleinen nehmend, der an Geschäft und Kläfter mit der gleichen sorglosen Leichtigkeit und Geschicklichkeit heranging.

„Verschmupft — weiter nichts,“ hatte er gemeint, als er mit einem Schüttelfrost von der Fahrt nach Pfirt heimkam. Am anderen Tage stand er erst nach dem Mittagessen aus dem Bett auf. Sie hatte ihn bewegen wollen, darin zu bleiben, aber als er sagte:

„Was fällt Dir ein, Berthele, sie kriegen ja Sichter im Café Blum, wenn der Allemanke nicht kommt,“ da ließ sie ihn gewähren, ohne Skrupel, ohne Kengste. Mein Gott, warum sich sorgen! Sie hatte nicht einmal so weit gedacht.

Zwei Tage später ging's nicht mehr. Doktor Rißer kam und horchte an ihm herum.

„Es sticht mich im Rücken, und schnaufen kann ich nicht, das müßt Ihr mir herausbürsten, Herr Doktor,“ hatte er heiser gesagt, und Madame Berthe stand dabei.

Auf dem Gang fragte sie dann den Arzt:

„Ist's für lang, Herr Rißer?“ Er hatte ausweichend geantwortet. Und wieder zwei Tage später war Joseph tot. Fast ohne Kampf.

„Ein schwaches Herz, aber kein schlechtes Herz,“ das war der melancholische Ausspruch des alten Arztes, der jedes Kind im Städtchen unter den Händen gehabt hatte.

Wie weit das alles schon hinter ihr lag! Sie stieg langsam herab von dem Mönchsfelsen. Der Tod ihrer Mutter, der hatte ihr fast das Herz abgedrückt, damals hatte sie ge-

*) Höre, Geliebte, den Liebhaber, er singt und weint zu gleicher Zeit.

schrien vor Schmerz, als sie sie aus der Judengasse ins Münster trugen. Bei dem Tode Josephs war sie anders gewesen, hilflos, verängstigt. Traurig! O ja, sehr traurig, und sie weinte auch, aber die Tränen liefen leicht, und als sie den Deckel über ihn legten und der Vater zu ihr trat und sagte:

„Bist stark, hörst Du, Berthe! Ich geh jetzt mit ihm.“ Da hatte sie genickt und geweint und ihm noch die lange Kreppschleife fester gebunden, die ihm beinahe vom Arm gerutscht wäre. Am anderen Tage war sie zum Grab gegangen, hatte gebetet und wieder geweint, und alles sanft, ohne große Erschütterungen, ganz anders als bei dem Tode ihrer Mutter.

Als Berthe um den von Steinbrech überwucherten Felsen bog, rief unten die Mittagsglocke. Das Salmele stand auf der Türschwelle und schüttelte die Schelle. Es war schon wieder verschwunden, da schwebten die letzten Klänge noch über die Weide. Aus dem Tannenwald kamen sie in kleinen Trüpplein, im Garten wurde ein mächtiger weißer Strohhut lebendig, und Berthe setzte die Füße eiliger, um nicht zu spät zu kommen zur Tafel.

Schnell rannte sie noch die Treppe hinauf in ihr Zimmer, schaute in den Spiegel und ging dann zu Tisch. Sie war die letzte. Daniel saß zu oberst am Tisch, er hatte gewartet, bis sie eintrat. Jetzt blickte er zu Ranette hinüber, die am Serviertisch vor der mächtigen Suppenschüssel stand, um auszuschöpfen. Das Salmele trug die Teller auf.

„Ich habe Ihre entzückende Silhouette gesehen, Madame. Sie halten Wache auf dem Mönchsfels“, sagte Herr Jenny, der dicke Spezereihändler aus der Turennestraße in Kolmar, der zwei Stühle von Berthe entfernt an der anderen Seite der Tafel saß.

Berthe lächelte. Ein goldenes Tümpchen sprang aus ihren Augen.

„Und ich, ich sah Eueren Panamahut den Garten beschatten“, erwiderte sie.

Ein beifälliges Gelächter lief um den Tisch. Da wurde Berthe befangen und blickte schnell zu Daniel hinunter. Auch er lächelte über die kleine Rederei, aber in seinen Augen glomm ein heißes Feuer, und Berthe fühlte, daß sie erröte.

Jenny pries nun seinen Panamahut, den er von Paris mitgebracht hatte, und dann drehte sich das Gespräch um die Seinstadt.

Es war nur ein einziger Altdeutscher am Tisch, Herr Regierungsbaumeister Mastorf. Er saß ein bißchen einsam unter den ditsch und französisch durcheinander redenden Elässern, aber man vertrug sich zur Not.

„Er ist gar kein so übler Herr, er langweilt einen doch nicht mit dem Bismarck und striegelt einen nicht gegen den Strich wie die anderen, die einem immer wieder erzählen, wie froh die Elässer sein müssen, daß sie wieder deutsch sind. Aber steif ist er wie alle. Sie haben alle einen Stoß verschluckt, die Sacramentschwaben.“

Das war Jennys Urteil gewesen, das er einmal bei einer Partie Pöfekt zu den anderen Herren geäußert hatte. Als der Baumeister jetzt nach dem Käse aufstand, sich knapp verbeugte, „Mahlzeit“ schnarrte, und aufgereckt, mit prallstehenden, durch Stege über den Röhrenstiefeln festgehaltenen Hosens aus dem Zimmer schritt, da sagte Monsieur Kaltenbach, der Direktor der Spinnerei Kestner in Gebweiler:

„Herr Jenny, Ihr habt recht gehabt wie noch nie in Eurem Leben. Er hat einen Ladsack im Rücken, dieser arme Bräuden- und Straßeningenieur.“

Daniel legte Kaltenbach, der neben ihm saß, die Hand auf den Arm:

„Entschuldigt, aber der Herr ist mein Gast.“

Der Fabrikdirektor zog heftig den Arm zurück und erwiderte scharf:

„Leider. Ich weiß es, Herr.“

Er warf die Serviette hin und verließ mit einem kurzen Gruß die Stube.

Seine Haltung bekümmerte Daniel nicht. Der Regierungsbaumeister war ein Preuß, er hatte sich vor vier Wochen bei ihm einquartiert, und der Florimont stand trotzdem noch. Mastorf war nicht zur Erholung auf dem Berg, sondern im Dienst. Er baute den großen Weiher, den die deutsche Regierung drüben im Tal anlegte, um die Wasserkräfte für die Fabriken zu fassen. Sie waren erst am Vermessen und Grundsuchen für die große Sperrmauer, aber das gab einen See zwischen den Hängen, wo jetzt die Quellwasser von den moorigen Wiesen verschluckt wurden. Da bauten sie ein paar Jahre dran, sie bauten, wie wenn das Elßaß für ewige Zeiten ihnen gehörte!

Als eines Tages unter den Elässern von dem Bau gesprochen worden war und Daniel gesagt hatte:

„Schaffen tun sie, und zum besten ist's auch, das Reservoir“, da war Herr Bögele, der Bankier aus Mülhausen, ganz hitzig geworden:

„Das ist ihre Pflicht, ganz einfach ihre Pflicht. Sie haben das Elßaß aus dem Mutterleib herausgeschnitten, jetzt müssen sie ihm lügen zum Leben. Aber was sagt so ein Reservoir von ein paar Hektar, so ein Waschbecken gegen ein Projekt wie der Panamafanal! In einem Jahr ist der im Bau und mit Staatsgarantie. Dreiundsiebzig Kilometer müssen durchstochen werden! Und mit Lesspess an der Spitze! Für das braucht's Franzosen: Sie marschieren noch an der Spitze, trotz alledem. Da kommt das Kapital in Bewegung. Die Bank Bögele und Weil notiert schon seit einem halben Jahr die Namen von Liebhabern für die Kanalaktien!“

Er war ganz in Verzückung gewesen, der kleine Bankier und hatte das weiße Gilet, das ihm über das Spitzbüchlein zurüdrutschte beim Gestikulieren, mehr als zehnmal wieder straff gezogen. Auch heute war er wieder darauf zu reden gekommen. Jetzt stand er auf und verließ mit den anderen die Stube.

„Entschuldigt!“

Daniel war in Gedanken an dem leeren Tisch sitzen geblieben und fuhr bei der Anrede empor. Das Salmele wollte abräumen. Er stand auf und sah sich allein. Berthe war auf ihr Zimmer gegangen. Er hörte ihren Schritt. Sie bewohnte das Wohnzimmer über der Gaststube.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

Eine Starenschlafkätte am Niederrhein unweit Wesel schildert einer in der Jagdzeitchrift „St. Hubertus“:

Wenn im Frühjahr der Vogel mit dem langen Gesicht (Schnepfe) seinen erschlärten Einzug gehalten hat, dann dauert es gewöhnlich nicht lange mehr, bis auch die Stare ihre Reise aus dem fernen Süden antreten und zu den heimischen Penaten zurückkehren. Allmählich kommt wieder Leben in ihre während des langen Winters so still daliegende einsame Versammlungsstätte am Rhein. Je weiter dann die Brutzeit vorschreitet, und je mehr die jungen Stare ihre Flügel gebrauchen lernen, desto lebhafter wird das Treiben der fröhlichen Vogelschar an ihrem Lieblingsplatze, einer sumpfigen, ziemlich großen Niederung, in der dichte Weidenholzbestände mit zahlreichen Teichen und wogendem, undurchdringlichem Röhricht abwechseln. Seit langen Jahren — was mich betrifft, so lange ich zu denken vermag — ist dieser heimliche Ort, dessen friedliche Ruhe nur der schrille Schrei des Wasserhuhnes, der mißtönende Ruf des Fischweihers und der pfeisende Flügelschlag der Stoßente unterbrechen, das allabendliche Ziel unzähliger, aus allen Himmelsrichtungen heraneilender Starenscharen. Schon im Laufe des Spätnachmittags erscheinen die ersten Flüge, um gegen Abend, je mehr die Sonne sich nach Westen neigt, immer dichter und zahlreicher zu werden. Gegen 7 Uhr im Hochsommer und um die sechste Stunde in den späteren Monaten, bis zum Aufbruch nach dem Süden, sind die allermeisten Besucher eingetroffen. Wie viele mögen es wohl sein, die sich da allabendlich ein Stelldichein geben? Ja, das ist schwer zu sagen, auch nicht annähernd zu schätzen, da viele Flüge nach ihrem Eintreffen auf- und nieder-schwenken und neu ankommenden Scharen entgegenfliegen, um sich mit ihnen zu vereinigen und gemeinsam wieder umzukehren, sodas eine nur halbwegs sichere Schätzung der einzelnen Flüge unmöglich wird. Doch das ist sicher, es sind ihrer viele Tausende; auf einzelnen Weidensträuchern habe ich schon bis an hundert Vögel gezählt. Jedenfalls glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich die Gesamtzahl der Versammelten auf mindestens 20 000 Stück beziffere, wahrscheinlich bleibt indessen die Schätzung noch weiter hinter der wirklichen Zahl zurück.

Welch ein reizvolles, immer abwechslungsreiches Bild gewährt die fröhliche Sängerschar dem entzückten Beschauer! In vielfachen Gestaltungen und Wendungen sausen die einzelnen Flüge mit bedeutender Schnelligkeit heran, die einen tief über dem Erdboden dahinstreichend, die anderen hoch in den Lüften, um — wenn sie an Ort und Stelle angekommen — mit weit hin hörbarem Saufen nach Art der Himmelsziege fast senkrecht zur Erde herabzustürzen. Immer größer und größer wird die Zahl der Versammelten und immer lauter das wie das Brausen eines Wasserfalles klingende Gespräch der redseligen Vögel. Hoch gehen die Bogen der Erregung, das Gezwitzschrei und Geschwirre; das Gesatter und Gezänk der Starengeschwader verursacht einen solchen Lärm, daß man in unmittelbarer Nähe sein eigenes Wort unmöglich verstehen kann. Von einem erhöhten Standpunkte aus sieht das Weidendickicht und das schwankende Röhricht ganz verändert aus, es hat seine frische grüne Farbe verloren und ist unter der gewaltigen Vogellast ganz schwarz geworden. Wenn ich die in meiner nächsten Nähe ganz

vertraut sitzenden Vögel beobachte, wie sie sich gegenseitig mit ununterbrochenem Reden des Halses, Drehen des Kopfes und Schlagen mit den Flügeln zugewöhnen, dann habe ich immer den Eindruck, als laufte ich den erregten Reden und Gesprächen einer gewaltigen Volksversammlung. Ab und zu erhebt sich die ganze Vogelmasse mit donnerähnlichem Getöse, um in den Lüften die herrlichsten Flugschritte zu vollführen. Es sieht gerade so aus, als ob die ungeheure Schar einem bestimmten Kommando gehorche, so exakt und gewandt werden die mannigfaltigen Schwünge und Wendungen ausgeführt. Bald tummeln sich die Vögel in dichter, enggeschlossener Wolke, bald schwenken die beiden Flügel blühschnell zu einer langen Linie aus. Den Höhepunkt erreicht aber das fesselnde Schauspiel, wenn sich ein gefiederter Räuber unter die friedlichen Sängler mischt. Keilsförmig schiebt die aufs höchste erregte und geängstigte Starenwolke nach oben, um im nächsten Augenblicke dem nachfolgenden Feinde durch eine blühschnelle Wendung nach unten zu entgehen. Immer von neuem aber wiederholt der beutegierige Geselle seine wütenden Angriffe auf die schreiende Schar, die sich radsförmig um ihn rollt und ihn für Augenblicke ganz dem Beschauer entzieht. Wohl wissend, daß die Rettung einzig und allein darauf beruht, dem frechen Räuber die Höhe abzugewinnen, weicht der Teil der Starenwolke, gegen welche der Angriff unternommen wird, mit bewunderungswürdiger Gewandtheit nach oben hin aus, so daß der feindselige Ueberfall trotz aller Ueberlegung und Sicherheit häufig genug ohne Erfolg bleibt. Sehr oft konnte ich mit Genugthuung feststellen, daß der lusterne Starenliebhaber sich schon durch die ersten mißglückten Beuteversuche von weiteren Angriffen abschrecken ließ und mizmutig von dannen zog, um anderwärts sein Heil zu versuchen. Leider waren aber auch manchmal die hartnäckigen Bemühungen des Räubers von Erfolg gekrönt, indem er mit sicherem Griff sein Opfer aus der Mitte seiner schreienden Genossen herausholte und sich mit ihm unter dem ohrenbetäubenden Lärm der aufs höchste erregten Vögel an ein sicheres Plätzchen zurückzog. Es sind fast ausnahmslos Sperber und verschiedene Falkenarten, unter diesen besonders der Baumfalk, welche allabendlich auf der reichbesetzten Tafel zur Ahnung erscheinen.

Lange dauert es, bis die aufgeregten Vogelmassen wieder zur Ruhe gelangen und das so jäh unterbrochene Zwiegespräch auf schwankendem Röhrlicht wieder aufnehmen. Wenn die Sonne den westlichen Horizont erreicht hat, und die Dämmerung ihre Schatten über die schwankende Vogelwelt auszusenden beginnt, dann verstummen allmählich die schmetternden Aehlen der Sängler und müde neigen sich die kleinen Köpfe herab, um auszuruhen. Bald tritt völlige Ruhe ein, und kein Umeingeweihter, den sein Weg vorüberführt an dem im leisen Nachtwind rauschenden Weiden- und Röhrendidicht ahnt, daß er an einer hochinteressanten Vogelstätte weilt, und daß in seiner nächsten Nähe eine gewaltige Starenmasse in tiefster Ruhe schlummert. —

— Der weicherzige Briefträger. Der „Frankf. Zig.“ wird von einem Leser aus Mannheim berichtet: Früh morgens begab Dr. A. sich auf den Weg zur Schule. Als er an das Restaurant Meier kam, sah er den Briefträger herauskommen.

„Sie gehen aber früh ins Wirtshaus“, redete er den Briefträger an.

„Dienst, Herr Doktor.“

„Hatten Sie einen Expresbrief?“

„Ja, Herr Doktor, ne Depesch!“

„So? Was ist denn passiert?“

(In manchen ländlichen Orten betrachten sich die Einwohner als eine große Familie und sprechen darum auch trotz des Telegraphengeheimnisses über den Inhalt von Depeschen.)

Der Briefträger antwortete denn auch ruhig:

„Dem Herr Meier sein Vatter ist gestorwe!“

„Ach, da wird der arme Mann sehr traurig sein, denn er hängt sehr an seiner Familie!“

„Des waas ich net, ich bin enaus, eh er die Depesch geleset hat, ich kann des Greine um Heile nit höre!“

„Das können Sie aber doch nicht verhindern!“

„D doch, Herr Doktor, das mach ich immer, wenn ich ne Depesch hab, wo ne schlechte Nachricht drin steht, dann sag ich ganz was anneres, was gutes zu de Leit, geb ihne dann die Depesch um nit wie enaus. Eh sie die Depesch geleset hatwe, bin ich fort um brauch des Greine nit zu höre!“

„Was haben Sie denn zum Beispiel zum Herrn Meier gesagt?“

„Sehen Sie, Herr Doktor, der Herr Meier spielt e Fransportor Pferdelos um weil gestern Ziehung war, haw ich zu em gesagt: „Ich gratuliere Ihne, Herr Meier, Sie hawe e Gaul gewonne.“ —

en. Wie Torfmoore entstehen. Zur Bildung eines Torfmoors ist zunächst eine Höhlung im Boden notwendig, in der sich Wasser sammelt. Im Wasser keimen die Sporen des Torfmooses, und allmählich durchwächst das Moos die ganze Bodensenke, wie manche Teiche ganz mit Wasserpflanzen erfüllt zu sein scheinen. Dann sammelt sich das Torfmoos in Bündeln zusammen und wächst über die Oberfläche des Wassers hinaus. Mit dem weiteren Fortschritt dieser Entwicklung sammeln sich immer mehr abgestorbene Pflanzenteile auf dem Boden der Höhlung an. Wenn nun diese Anpflanzungen eine gewisse Ausdehnung erreicht haben, so findet keine vollständige Zerlegung der Pflanzen mehr statt, sondern der Zerfall wird aufgehalten. D. S. ist der Beginn der Torfbildung.

Man findet Torf in zwei Formen, einer oberen Lage von faserigem Torf, die im Sommer trocken liegt, und darunter eine Lage von weichem nassem Torf. In vielen Fällen breiten sich die Torflager über die ursprüngliche Höhlung im Boden aus und machen einen Angriff auf die Vegetation des umgebenden Bodens, die sie zum Absterben bringen, indem die Torfmoose überwuchern und dadurch den ihnen bedeckten Pflanzen die Luft rauben. Oft gehen z. B. in manchen Gegenden Deutschlands auch Wälder auf diese Weise zugrunde, indem sie gleichsam durch die Ausbreitung eines Torfmoors aufgefressen werden. In einem Torfmoor hat man jüngst bei Gelegenheit größerer Ausschachtungen bis zu 4 1/2 Meter Tiefe Torf gefunden, während der Boden fast 1 Meter tief mit Baumstämmen gefüllt war. Auch dort mußte ein großer Wald zusammengefallen und begraben worden sein. In einzelnen Torfmooren Irlands, das überhaupt die torfreichste Landschaft Europas ist, sind sogar drei Schichten von Waldüberresten übereinander festgestellt worden, was dadurch zu erklären ist, daß nach der Vernichtung eines Waldes der Torf durch eine Veränderung des Klimas austrocknete, so daß wieder ein neuer Wald entstehen konnte, der dann aber nach erfolgter Neubildung des Torfes das Schicksal seines Vorgängers teilte. —

Theater.

Freie Volkshühne. Metropol-Theater. „Nummer Achtzig“, eine Skizze für das Volk in einem Aufzuge von Hermann Hehermanns. „Der Panzer“, romantisches Soldatenspiel in drei Aufzügen von Hermann Hehermanns. — Beide Stücke sind für Deutschland Novitäten. Es war ein interessanter Nachmittag, der die Bekanntschaft mit diesen unerschrockenen, konsequenten Arbeiten des Holländers vermittelte, der in einem Tone redete, wie er für absehbare Zeit auf einer Bühne nicht wieder angeschlagen werden dürfte. Eine öffentliche Aufführung erscheint unter den herrschenden Zuständen als ein Ding der Unmöglichkeit. Der Einakter „Nummer Achtzig“ ist ganz auf Stimmung gestellt, in die schneidend der Schrei eines zu Tode getroffenen Opfers hinein fährt. Leise hebt das Stück an. Morgenstimmung. Ein Landweg am Gefängnis. Vor der Mauer geht der Posten auf und ab. Ueber der Mauer ragt das Gefängnis mit seinen vergitterten Fenstern drohend in die Luft. Grau wie das fahle Morgenlicht ist hier alles. Grau die Mauern, grau das Gebäude, grau die Straße — überall trübe Monotonie. Langsam kommt ein alter Mann heran, er setzt sich unter den Baum am Wege. Er führt ein Kind am Arm, das sich an ihn schmiegt. Es ist blaß, schmalwangig. Der Morgenwind geht scharf, das Kind friert und der Alte hält es in seinem Mantel.

Nun hören wir das Schicksal. Da drinnen sitzt, seit zwei Jahren, der Vater des Kindes in Haft, wegen Majestätsbeleidigung. Heute soll er entlassen werden, seine Strafe ist zu Ende. Zwei Jahre sah er dort im Gefängnis in Einzelhaft, mit einer Arbeit beschäftigt, deren Monotonie zum Wahnsinn treiben kann. Von Zeit zu Zeit hören die Insassen der Zellen ein tobendes Schreien, dann wird einer weggeschafft, er ist wahnsinnig geworden. Der Alte ist still und ruhig geworden in seinem langen Leben. Er hat soviel Unglück gesehen. Er ist beinahe zum Philosophen geworden. Sein tiefes Gefühl läßt ihn Worte über Werden und Vergehen sprechen, die voll Tiefinn und voller Hoffnung sind. Und der Knabe lauscht und nimmt die Worte, die den hungernden Dieb vom Diebstahl freisprechen und den ewigen Wandel im Kreislauf des Lebens schildern, durstig und staunend in sich auf. So sitzen die beiden beieinander, der Alte gebeugt, das Kind fragend und neugierig, eine Gruppe, von der suggestiv eine Stimmung ausgeht. Um so härter erscheint hier der Wirklichkeitshintergrund — der Soldat, der stumm auf und ab geht, die schroffen Mauern, das Gitter, das Morgenlicht, das Pfeifen des Morgenwindes.

Da öffnet sich die Tür. Er ist es nicht. Andere Sträflinge, die entlassen werden. Klein, unscheinbar ist die grane Pforte, aus der sie zum ersten Male wieder ins Freie treten, aufatmen und den Weg nach der Stadt suchen. Der eine sieht die Dinge realistisch an und schämt das Gefängnis mit höhnischem Humor als letztes Asyl. Der andere ist gebrochen, ihm graut vor dem, was da drinnen lauert. Erst gestern nacht schrie wieder einer, den sie als tobjüchtig weggeschafften.

So zieht eine dunkle Ahnung wie eine düstere Wolke am Himmel auf. Die Frau des Majestätsbeleidigers erscheint voller Ungeduld: zwei Jahre sind es her! Er kommt und kommt nicht, das Warten wird zur Qual. Sie klopft. Der Pförtner meldet, Nummer Achtzig ist krank. Nun kommt die schaurige Gewißheit. Er ist es, den sie fortgeschafften, irgendwohin, weit weg. Mit einem Aufschrei bricht die Frau zusammen, sie rafft sich auf, sie schlüßgt ihre Hände krallen sich in das Tor, das stumm und verschlossen ist. Sie fällt dem Alten in die Arme, und langsam gehen sie von der Bühne. So schließt das Stück still, wie es begonnen. Ohne Anfang und ohne Ende. Ein Abschnitt aus dem Leben.

Das Stück hätte vielleicht in der Darstellung mehr einheitliche Stimmung haben müssen, aus ihr herausgespielt werden müssen, so daß der Gesamteindruck noch suggestiver gewirkt hätte und das Absichtliche in der Anlage gemildert worden wäre. Die Einzelleistungen paßten sich dem Rahmen entsprechend ein.

Es war gut, daß dem Einakter ein breiter angelegtes Stück folgte. So konnten die Zuschauer sehen, daß der Autor nicht nur eine Stimmungsskizze schreiben, sondern auch eine Charakterstudie

